

15

— Ein Zeichner, ein Kartograph, der seinen Bleistift spitzt und Zeichnungen vollzieht: Grundrisse, Erhebungen, Senken, Schattierungen. Flussläufe, Bäche und die Küste mit ihren Erosionen. Immer wieder die Küste von oben, aus der Sicht der Möwen. Die lange zerfetzte Küste, abgerissen von Amerika. Klippen und Hoffnungslosigkeiten, und dann wieder mit dem Grafit über das Land. Immer wieder mit dem Griffel über das Terrain. Die Dünen und Felder. Die Frucht und die Dürre. Kleine Punkte, die Pinien. Die Zedern über den Gräbern. Den Wahnsinn nicht ignorieren. Die Schattierungen betrachten. Die Schatten hervorrufen. Heute ist eine Ahnung aufgekommen. Das Wetter schlug plötzlich um und vom Meer zog Nebel auf. Dichte Wolken tief und schwer. Es ist Flut, und ich denke an diejenigen, die auf den Horizont zutreiben, um sich zu vergessen.

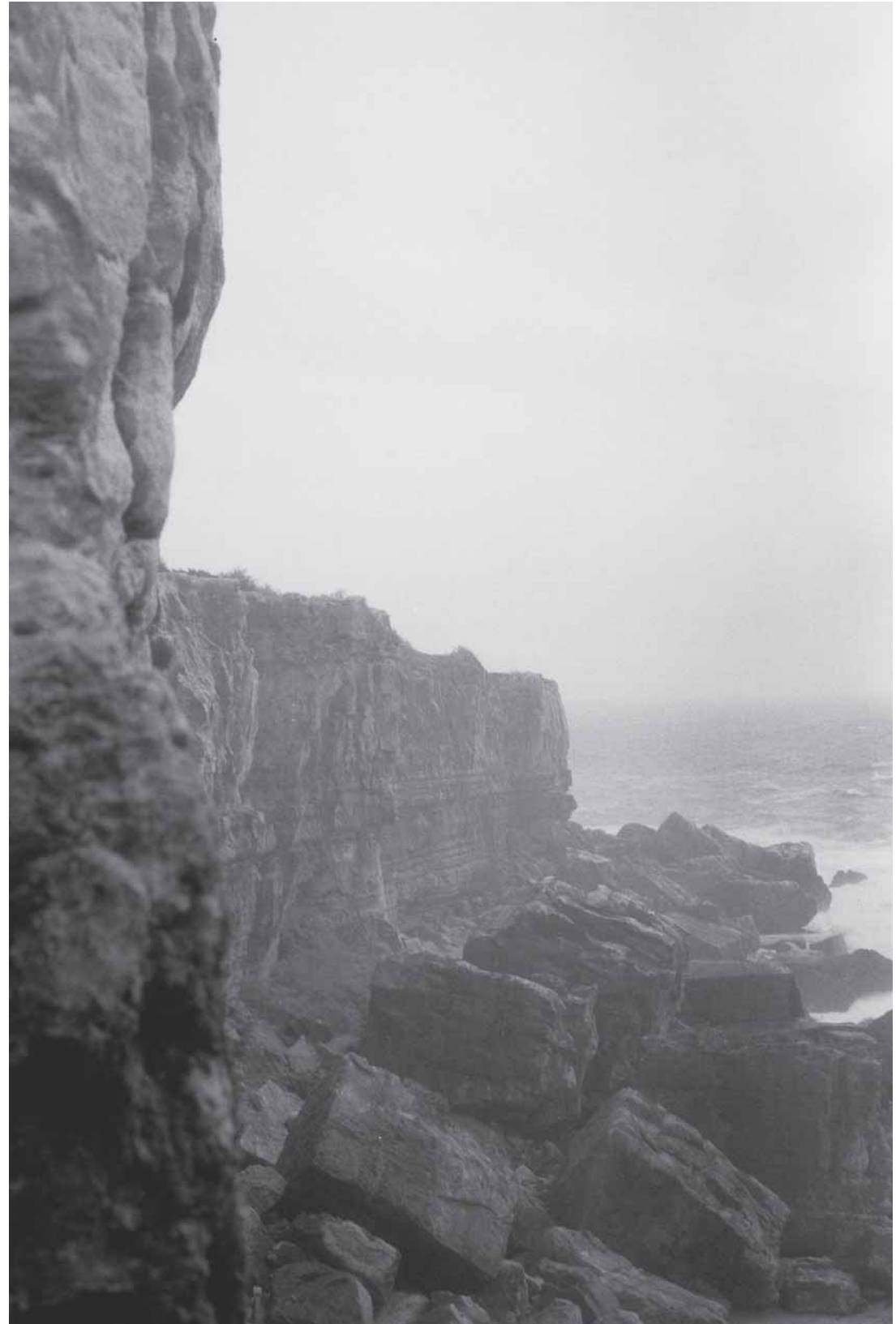
l i s b o a

von
dirk hennrich



1

Reisende. Reisen entfernt den Reisenden für immer von seinem Ursprung. Ein Jahr der Reise zählt hundert Jahre für die Zurückgebliebenen. Wer zurückkommt kennt keine Bekannten mehr. Die alten Gesichter verblassen, das eigene gewinnt andere Züge. Mimiken hervorgeholt, in sich entdeckt, unter den Bildern oder Einbildungen der Reise.



2

Aufgestanden. Durstig und ohne ein Gefühl für die Zeit.

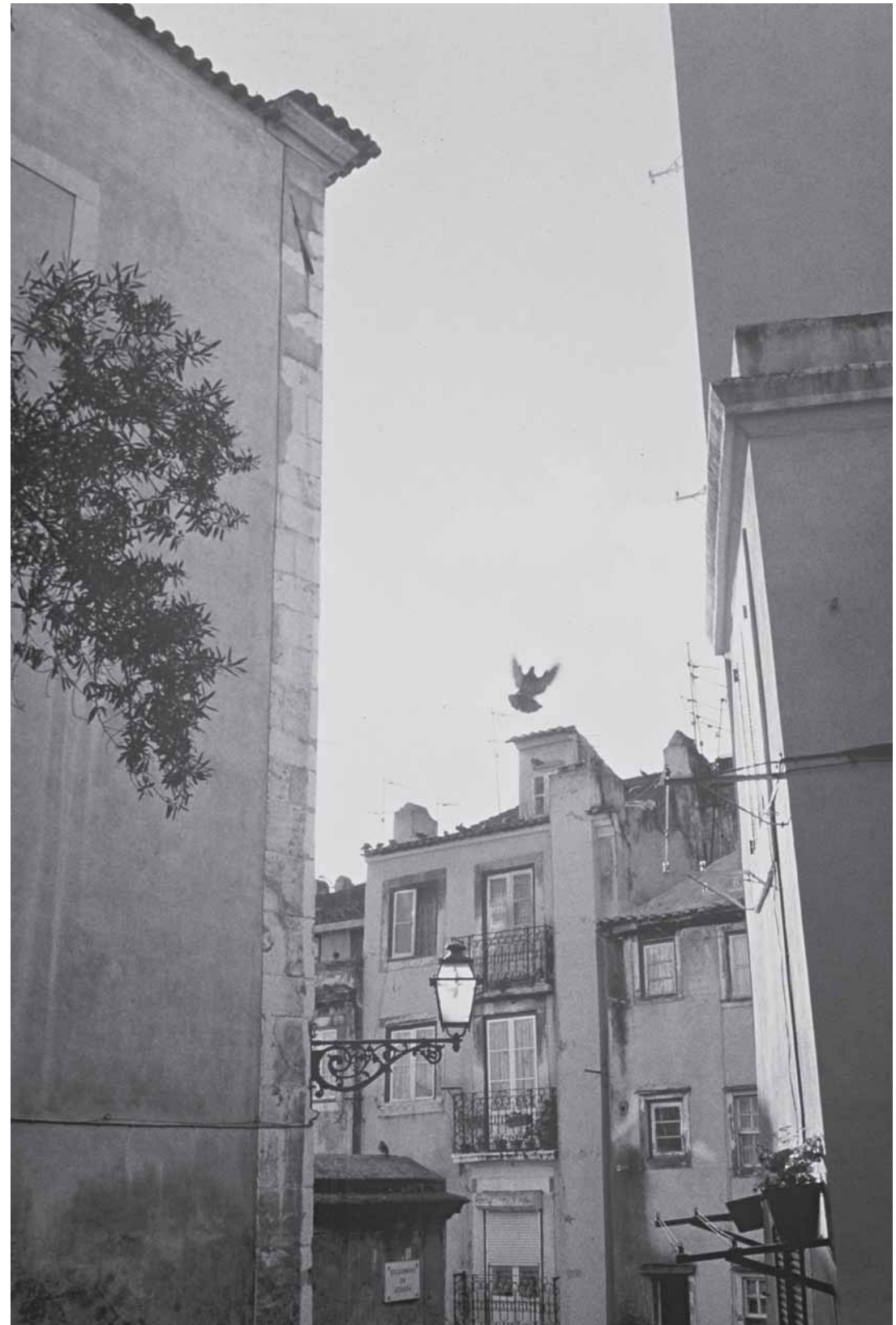
Mit einem trockenen Gaumen auf die Strasse gegangen und zum Hafen gelaufen, wo die Anderen bereits auf die Fähren strömen und über die eisernen Rampen gehen. Dicht gedrängt nehmen sie Platz, die Frauen und Männer, die wenigen Kinder und keine Tiere. In der Morgendämmerung sind sie aus den Zügen gestiegen, an den Kassierern vorbei durch die Kontrollschranken geschritten und haben dann mit ihren schweren Köpfen die Barken beladen. Mit ihren müden Schädeln und Knochen, steif vom Schlaf. In ihrem Atem liegt der Geruch von Tabak und Kaffee. Aus Übersee.



3

Schwarz gekleidet betreten die alten Frauen

die laute Stadt. Sie öffnen die schweren Türen, übertreten die Schwellen und gehen mit einem Korb in der Hand zum Fischmarkt, wie seit Jahrhunderten. Stockfischzungen gesalzen in hölzernen Kisten, angehäuft unter dem Geschwätz der Verkäufer. In der Dämmerung sitzen die Tauben, aufgereiht wie schwarze Perlen, auf den Fenstervorsprüngen der Kirchen. Verstärkt durch die Lautsprecher dringen die Stimmen der Abendmesse auf den Vorplatz. Die Klagen, die Monotonie der Gesänge, die Gebete. Und auf den Balkonen mancher Häuser, alte zerfressene Bauten, halten die Bewohner in kleinen Käfigen Sittiche oder an einer langen Schnur einen Papagei, der schon lange nicht mehr die grossen tropischen Flüsse überfliegt, hier nur flügelschlagend nicht versteht wieso ihn die Luft nicht trägt. Was muss geschehen um den Himmel zu berühren. Seit wann sehe ich und wie lange bin ich schon hier. Mit dem sehen ist es wie mit dem Wissen. Alles ist immer noch so viel wie nichts.



4

Gelaufen bin ich wie immer durch die Nacht.

Überall kann man dies tun. In Bewegung sein ist keine Schwierigkeit, aber das Gehen ist verschieden überall. In dieser nassen Stadt, Häuser und Gassen unter der See. Die Veränderung ist sichtbar. Gesichter geschminkt und erstarrt zu Masken, künstliche Bräune, schweres Lippenrot und grob geschwärzte Augenbrauen. Männer mit zertrümmerten Kiefern, Invalide und Penner wandern, wie auch die Blinden, durch die U-Bahn-Waggons. Der eine bettelt und geht auf blau geschwollenen infizierten Füßen. Wunde Klumpen aus faulendem Fleisch, die er zeigt und zeigen muss weil ihm die Schuhe zu eng geworden sind. Das elende Geschäft der Elenden mit ihrem Elend. Ich laufe und ich adaptiere mich. Mein Herz schlägt im Gleichschritt, im Transit der Rushhour. Mein Herz klopft laut und vermischt sich in meinem Ohr mit den Geräuschen. Ich passe mich an. Anpassungsfähig bin ich von Natur aus.





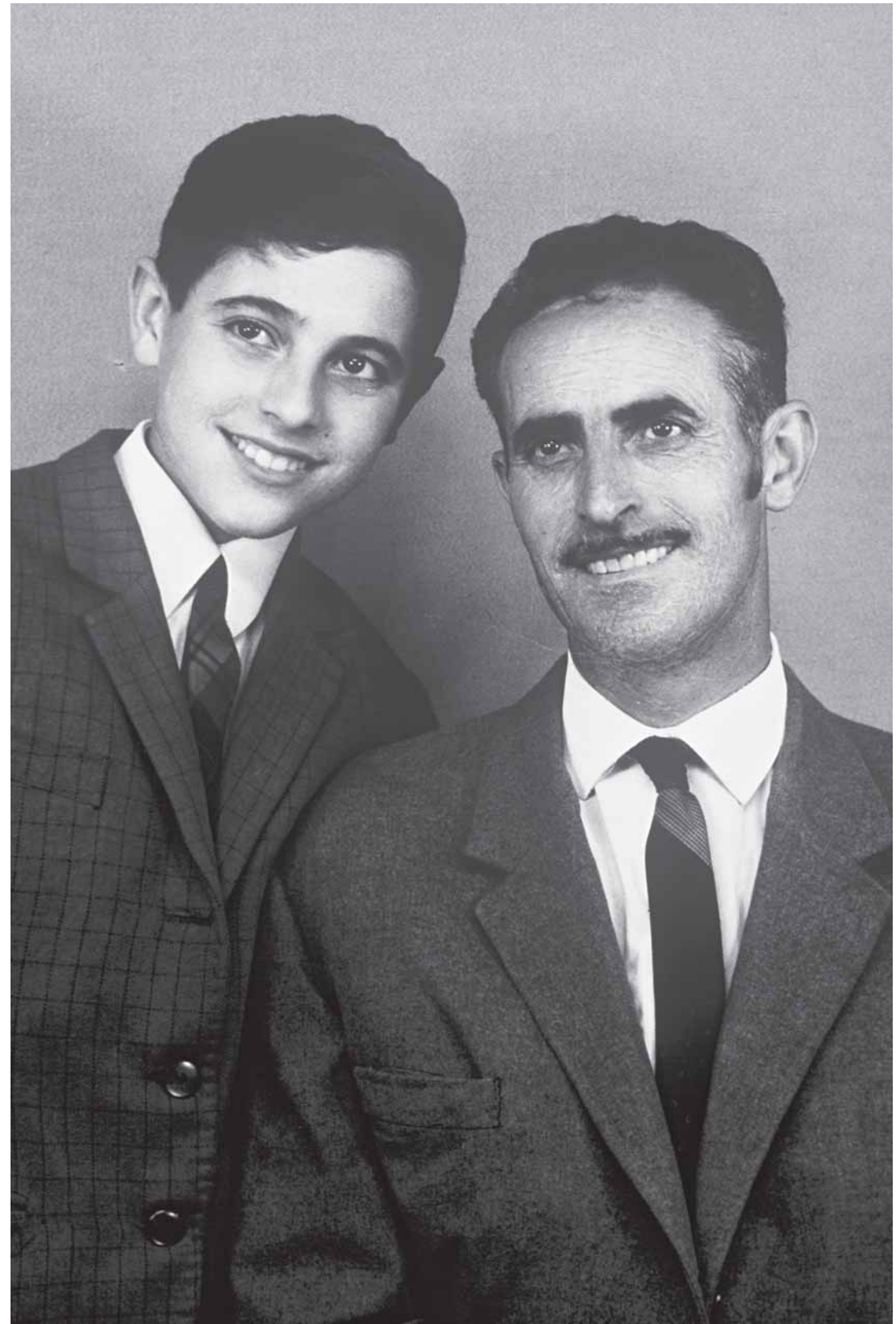
5

Die Söhne, verloren in verdunkelten Hinterzimmern.

Mit Haarausfall fristen sie ihre Sonntage im Bett, die schmutzige Decke über dem Kopf. Gestrandet in einem winzigen Raum und wer weiß warum noch immer im Umkreis des welken Uterus der Mutter. Familienbilder, vergilbte Fotografien in einer farblosen Wohnung. Nur langsam vergeht hier der Herbst.

6

*Vergessen in den alten Häusern, an den Docks,
am Hafen mit der endlosen Sicht auf das Meer.* Ein Kosmos
ohne Sterne, eine Linie zitternd im Licht. Flimmernd und verschwommen während
die Unruhe kommt. Die Unruhe dort draußen im Hafen wo die Wartenden jetzt noch
sind. Ihr dunkles fließendes Blut. Gelächter. Ebbe in der Bucht bei den Windmühlen.
Im Watt kichern unablässig die Möwen. Faul und salzig weht der Wind vom Meer
durch die Palmzweige der Allee. Gelächter ohne Unterlaß. Abwechselnd immer
mindestens eine, die sich mit langgestrecktem Hals vor Lachen fast erbricht. Diese
Möwen haben die Lächerlichkeit der Erde entdeckt und ergötzen sich nun an einem
ewigen Sarkasmus den Menschen gegenüber.



7

Ich gehe durch die Strassen und sehe Gesichter.

Ich sitze in den Cafés und sehe Gesichter. Die Gesichter sagen zugleich alles und nichts. So wie ich, wenn ich versuchen würde zu sagen, was sie nicht sagen.

Und wenn ich eines dieser Gesichter herausgreife und es neben mich stelle, dann bin ich es der neben mir steht. Wenn ich eines dieser Gesichter nehme und es reden lasse, dann bin ich es der reden wird. Die Gesichter sind in mir, ich bin alles und nichts. Habe ich meine Blindheit erkannt, werde ich das Möglichste gesehen haben.



8

An der Küste frisst die Gischt die rote Erde.

Der Geruch von Kiefern und der Geruch von Algen. Die gesalzenen Zapfen der Nadelbäume und die gesalzenen Rosen im Garten des Hauses, das zum Leuchtturm gehört. Wenn das Meer das Land angreift, verneigen sich die Palmen im Sturm. Die Klippen fallen steil ab, die Brandung steigt auf in Fontänen und zerstäubt über dem löchrigen Gestein. Die Agaven spreizen ihre grünen dornigen Tentakeln. Elastisch und widerwillig wiegen sie sich im Wind.





9

Gebeugt auf hellem Porzellan liegen die Langusten unter den kühlen Gewölben. Gedehnt bis zum zerreißen die Zangen der Krebse zwischen den Fingern kleiner Kinder. Harte Schläge auf den rosafarbenen Panzer. Neon spendet Licht. Das Meer sieht seine Früchte nicht und die Fischer trauen sich noch auf die See. Ein Fischerboot verrostet an den Docks, zerfressen vom Salz und immer wieder geflickt. Blau blättert die Farbe vom Rumpf und stinkend falten sich die Netze in den morschen Kisten. Wie ist es möglich das Meer zu bannen, auf einen Bogen kariertes Papier. In der Nacht sind die Strassen gereinigt von den Gerüchen, von den Wolken aus Lärm. Der Lärm der Motorengeräusche und der Stimmen.

10

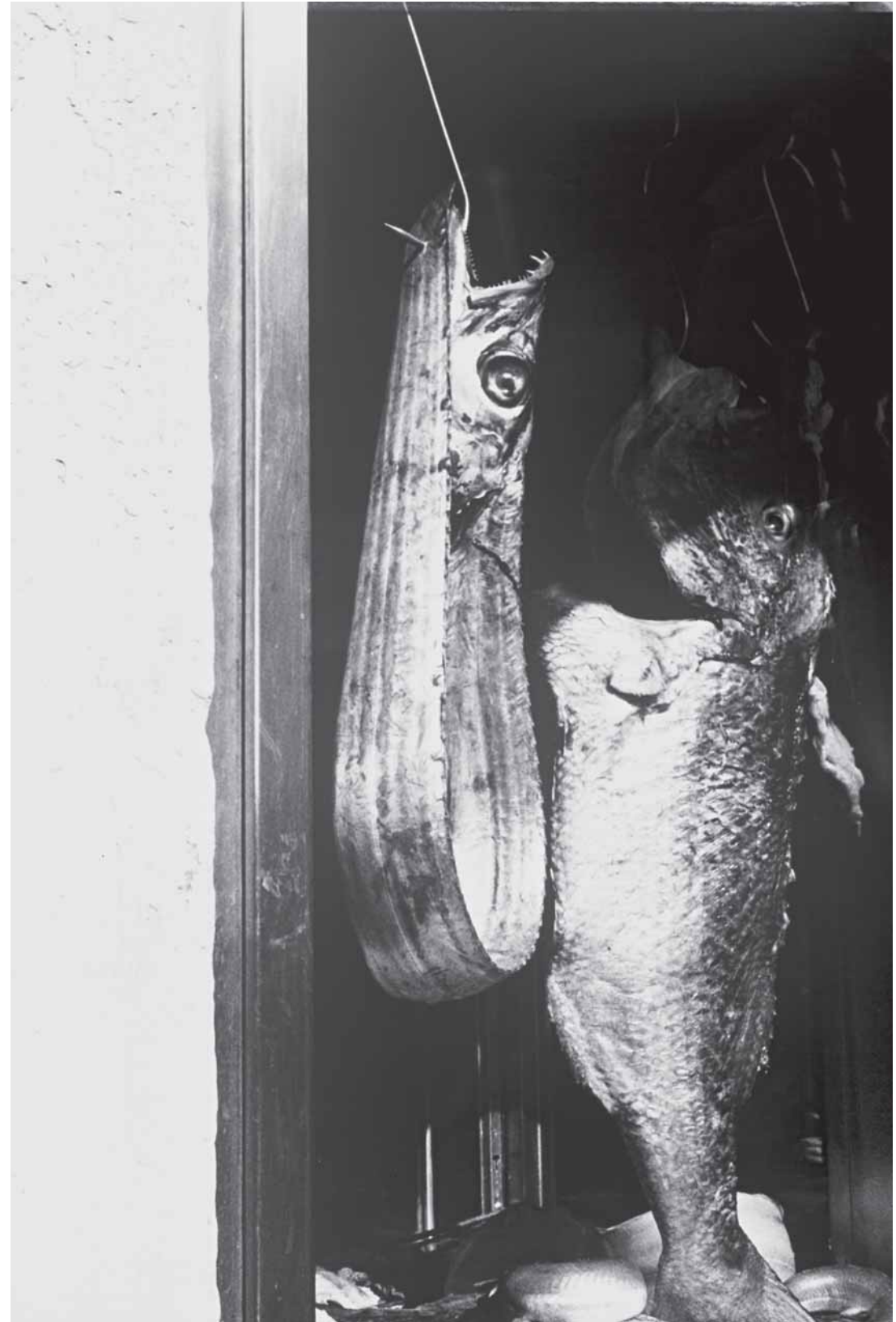
Zur Nacht im Sternepark. Ein Mädchen lehnt an einem Baum und umarmt einen Faun. Grün und dunkel ist es hier. Riesige Bäume schlagen weit ihre Wurzeln und fächern üppig ihre Äste über die Wege. Über die Palmen und Agaven. Über die Kakteen. So viele Trinkbrunnen. So viele tropische Gerüche und im Herbst immer noch blühende Sträucher. Ein alter Mann setzt sich auf eine Bank gegenüber von einer Frau, die zwischen überfüllten Plastiktüten ihren massigen Körper ausruht.



11

Ein Nachmittag am Meer, wandernd durch den

Sand an gestrandeten glasigen Quallen vorbei: Gelee im Sonnenlicht. Dort reist Dionysos mit einer Barke voll Wein und mit den Weibern aus Athen, auf der Gischt von der Ägäis bis an das Ende der Welt. Hier Finisterra, wo die Füße nackt im Sand verweilen bis das Salzige den Schweiß nimmt und die Spuren verwischt. Die Schlangenaugen der Möwen. Tage und Jahre am Meer. Bernstein an den Fingern. Der Sarkasmus des Möwengeschlechts in den Mandarinenbäumen mit dem Fisch. Die Tauben auf den Wiesen vor den Klöstern. Weiß und nass hängen die Tücher vor den Fenstern und die Tropfen zerplatzen auf meiner Stirn. Die japanischen Frauen tragen den Geruch des Pazifik in die Strassenbahnen und einer singt am Morgen ein Lied in den schlecht durchlüfteten U-Bahn-Stationen, während eine alte Frau auf einen der grossen Friedhöfe geht und die Gräber pflegt. Müde die aufgehäufte Erde recht und Nelken pflanzt. Hier starben sie unter dem schweren Marmor der Paläste. Hier starben sie? Ich dachte, in dieser Stadt stirbt es sich nie. Alt geworden einmal und immer vergehend. Gebeugt und faltig und nie sterbend.



12

Weit mußte ich reisen um den Mythos zu finden, um das Ende im Schwemmland Europas zu betrachten. Ich durchquere das Delta ein weiteres Mal und die Möwen begleiten das Boot und nutzen die Kraft der Maschinen um im Windschatten das andere Ufer zu erreichen. Industrieanlagen, rauchende Schloten und grosse Werften, in denen die Stahlbarken warten und gewartet werden für den Tag ihres Seegangs. Ich trage keine List in die Stadt. Die Möwen sind die Piraten. Schwer hängen die Mandarinen in den Bäumen, in jedem Garten neben den Gleisen der Bahn. Hängen als orange leuchtende Lampen zwischen den grünen Blättern. Am anderen Ufer begrüßt ein Losverkäufer den Kahn, der die Seelen übersetzt. Ein gegerbtes Gesicht, faltig und alt. Kurzgeschorene Haare und graue buschige Augenbrauen. Die Nase hakig und groß. Eine Möwe vielleicht.



13

Der Herbst kann grausam sein. Die Korkeichen

stehen knorrig an den Wegen. Die Nacht erscheint in den Fischerdörfern und alles was es zu sehen gibt, ist ein Teil von einem selbst. Ungesehen zunächst und dann plötzlich auftauchend, zufällig und absichtslos. Der Regen. Es sollte bereits Winter sein, aber unablässig fällt nur der Regen. Und dann erscheint wieder die Sonne. Scheint auf die faltigen Gesichter und den rissigen Basalt. Das Wetter schwächt und zerrüttet die Hüllen. Schwankungen, die durch den Körper gehen. Das Alter steigt in die Augen und deren Ränder beginnen zu brennen. Das Meer überschwemmt sie mit einer dünnen Schicht. Das Alter, das eines Abends, während der Fahrt im dreckigen Stadtbus, über uns springt. Oder in der Nacht oder am Morgen unter der glühenden Gleichgültigkeit der Sonne. Wahrscheinlich ist das alles nur ein Traum. Von hier aus kann man sie sehen. Die Lebenden und auch den grossen Fluss. Aber von hier aus kann man auch die Gräber betrachten. Die Felder voller Kunststoffblumen.





14

*Das Weisse im Auge
des Albatros.* Hervorgetreten unter dem
Druck mit dem Kopf an den Planken. Die ledernen
Stiefel des Navigators zwischen den Schwingen.
Hilflos ausgestreckt unter dem Kreuz des Südens.
Und der Navigator hält seinen Sextanten auf
der Suche nach den glückseligen Inseln. Wo die
Wellen zu uns sprechen, aber schweigen, wenn
wir ihnen zuhören.

Nachwort Unter denen die gehen ist der Flaneur derjenige, der ohne Absicht geht. Es ist derjenige, der im Gehen Vergessenes aufnimmt, weder um es herzugeben, noch um es aufzubewahren, sondern um es einfließen zu lassen in seine eigene Bewegung. Was der Flaneur sieht, nimmt er mit sich und lässt es zugleich wo und wie es ist. Der Flaneur entstammt der städtischen Kultur und er ist kein Wanderer, denn es ist nicht die menschenleere Landschaft, die ihn zu Gehen verleitet, sondern die Menschen und alles was den Menschen angehört. Während der Wanderer die Natur durchstreift, durchstreift der Flaneur die Kultur, wobei damit der Wanderer auch vom Spaziergänger, sowie der Flaneur vom Passant unterschieden werden muss. Der Wanderer und der Flaneur erkundigen sich erst im Gehen über den Weg, während Spaziergänger und Passant bereits wissen wohin sie gehen. Sie haben den Weg, den sie gehen, bereits vorhergesehen. So wie die Landschaft für den Wanderer, ist die Stadt für den Flaneur eine Wildnis. Die Unzahl von Fährten und Wegen, von Gassen und Strassen, die begangen werden können und auch begangen werden, relativieren sich selbst in der Funktion ein nützliches oder erleichterndes Mittel für die Durchquerung des Raumes zu sein. In der Stadt ist es ebenso notwendig wie auf dem Land seinen Weg zu wissen – wenn man an ein bestimmtes Ziel ankommen möchte. Weiss man seinen Weg aber nicht, kommt man vom Weg ab und gelangt in unwegsames Gelände. Auf Abwege, auf denen dem Gehenden das Unvorhergesehene zustösst.

... aquele mesmo que não viaja com os pés, está sempre em viagem. José Maranhão

Der Flaneur streift ziellos durch die Stadt und die Stadt ist die Wildnis in, die er unweigerlich gelangt. Der Flaneur ist sich dessen bewusst und ein Instrument mit dem der Flaneur der Wildnis gegenübertritt, ist der Fotoapparat. Der Flaneur geht und findet was er nicht sucht. Er geht, nimmt und lässt alles so wie es ist und der Fotoapparat, der alles aufnehmen kann ohne es zu entwenden, entspricht ihm völlig. Nur Impressionen sind es, die auf den Träger fallen und auf der lichtempfindlichen Schicht ihre Spur hinterlassen. Der Fotoapparat ist das ideale Instrument des Flaneurs und desto unauffälliger der Apparat ist, desto unauffälliger verschwindet der Flaneur im Geschehen der Stadt. Sobald der Flaneur aber auffällt, vor allem in einer für ihn unbekanntem Stadt, verändert sich seine Bewegung und sein Blick und er wird zu einem Tourist. Er wird zu einer Figur, erkannt von den Anderen und zerteilt von den Unterbrüchen im Gehen, die der Tourist unablässig vornimmt. Erst wenn der Flaneur unerkannt bleibt und scheinbar aufgeht in der Bewegung, im Puls der Metropole, entspricht er seinem Original.

Durch eine Stadt gehen und dabei Vergessenes aufheben, ist eine Form der Erinnerung. Sich dabei aber vor dem beugen, was einem vor den Füßen liegt, ist nicht jedem seine Angelegenheit, insbesondere dann nicht, wenn der Gegenstand die Anstrengung nicht wert zu sein scheint. Viel lieber schenken wir denjenigen Dingen Beachtung, die sich dem Blick auf Augenhöhe hingeben. Bei allem anderen neigen wir dazu, es zu übergehen. Der Fotoapparat ist ein Instrument, das die aufrechte und direkte Sichtweise vollkommen unterstützt. Der Apparat lichtet ab, was wir sehen und er gehorcht auch meistens der Gewohnheit des Blicks, so dass diejenigen, die einen Fotoapparat besitzen, ihn vor allem auf das richten, was sie nicht mehr suchen, sondern längst gefunden haben und aufbewahren möchten. Da wir uns der Vergangenheit ebenso unsicher sind wie der Zukunft, haben wir das Verlangen diejenigen Momente festzuhalten, in denen wir unser Leben gezeichnet sehen. Was wir mit unsere Augen jetzt sehen, sollen unsere Augen immer sehen können, soll uns vor Augen stehen, bildlich und schriftlich. Dabei vergessen wir aber oft, dass die Dinge und Menschen, die wir durch den Apparat abgelichtet haben, durch unser Auge zwar erfasst wurden, aber am Ende einzig ein Produkt des Apparats sind.

Dass bereits so viele und in Zukunft immer mehr Menschen einen Fotoapparat besitzen, ist ein Zeichen dafür, dass es in erster Linie darum geht, zu sammeln was in unserer unmittelbarer Sichtweite liegt. Abzubilden, was wir sehen, ist eine Selbstverständlichkeit geworden und es genügt ein Fingerdruck um sich ein Bild von den Dingen zu machen, vor denen wir stehen. Was wir dabei auffinden können ist zahllos. Unendlich viel können wir antreffen, in allen möglichen Gebieten. Was wir aber im städtischen Raum vor allem antreffen sind Bilder. Bilder bestimmen unsere Sicht auf die Dinge und wir bestimmen unsere Sicht durch Bilder. Wir sehen Bilder und machen uns Bilder von Bildern. Bilder werden zu Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs, sie

werden benutzt als Utensilien der Erinnerung, als Formen der Mitteilung oder als Vehikel zu Identifizierung von Gegenständen und Menschen. Bilder werden entworfen und verworfen, beachtet und missachtet und sind dabei auch immer Gebrauchsgegenstände für eine bestimmte Zeit und entworfen für eine Zeit, die in der Zukunft nicht mehr präsent sein wird. Deshalb ist die Fotografie, die nur vorgibt die Zeit aufzuheben und das authentische Bild einer vergangenen Zeit wiederzugeben, an eine lebendige und vergängliche Erinnerung gebunden. Wenn die Fotografie den Bezug zu dieser lebendigen Erinnerung verliert, weil sie ihre Zeit überlebt, wird sie zu einem Zeichen ohne Inhalt. Ihre Aussage, in Bezug auf den abgebildeten Gegenstand oder Menschen, verbleibt, aber die Geschichte oder das Leben aus dem die Fotografie aufgetaucht ist, bleibt verloren. Wir sehen einen Mann oder eine Frau, mit den und den modischen Merkmalen, die Haare die Kleidung oder vielleicht auch eine Kette oder ein Ring. Wie sich aber die Haut anfühlte, oder wer zu welcher Tageszeit die abgebildete Strasse betrat, ist allein eine Aufgabe unserer Imagination. Die Fotografie verliert so die eine Erinnerung um den Erinnerungen die Möglichkeit zu geben sie auszufüllen. Die Fotografie ist eine Anstiftung zu Erinnerung. Sie blickt uns an und diktiert uns die Erinnerung an etwas, das nie dasjenige der Fotografie gewesen ist. Mittlerweile ist es unmöglich zu sagen, wie viele Fotografien, die einmal nützlich oder notwendig waren, vergessen worden sind. Unzählige bleiben in Kisten liegen oder werden weggeworfen, weil der Bezug zu ihnen verschwunden ist. Sie landen in Mülltüten, gehen verloren oder werden zu Verkauf angeboten, von irgenwelchen Menschen, die ihrer Herkunft keine Beachtung mehr schenken. Bilder, im Bruchteil einer Sekunde auf einen Film gebannt, verbleiben an einem unvorhergesehenen Ort oder fallen in der Hektik des Alltags auf den Asphalt und liegen dort Tage oder Wochen. Sie verwittern im Regen und in der Sonne und verändern sich, indem unachtsame Schritte ihrem Ansehen ein anderes Aussehen geben und ihre Oberfläche verschleissen. Auf diese Weise liegt das, was die Einen aus dem Blick verloren haben, zu Füßen Anderer, solange bis es eine Hand aufhebt. Aufhebens von etwas machen, ist eine Redewendung die wir verwenden, wenn wir einer Sache Bedeutung beimessen und etwas für wichtig erachten. Das Aufheben einer Sache, es für wichtig befinden etwas aufzuheben und aufzubewahren, bewahrheitet sich dabei zugleich als die Aufnahme des Fremden in den Bereich des Eigenen. Ein Gegenstand, der lange keiner Beachtung würdig war, wird aufgegriffen und gedeutet und erhält eine Bedeutung, die dem Gegenstand zuvor nicht zugekommen ist. So erhält die Fotografie, durch das Aufheben und die Zuordnung in einen anderen Kontext, eine weitere Bedeutung unter vielen möglichen Bedeutungen. Im Fall von aufgefundenen Portraits bedeutet dies, dass die abgebildeten Personen nicht einfach einer individuellen Biographie zugeordnet werden, sondern Teil einer Topographie sind. Sie werden hier, in Verbindung mit den Fotografien der städtischen Umgebung, zu Zeichen einer



umfassenden Ortsbeschreibung, werden im vorliegenden Fall, zu Zeichen einer bestimmten Stadt. Gelöst von der jeweiligen Biographie, gelöst von einem Bezugspunkt, einer Beziehung oder Verwandtschaft, werden die Gesichter ohne Leib zu Ansichten, die ausserhalb der Zeit einen Charakterzug des Ortes wiedergeben. Das Passportrait, mit seiner fast stereotypen Bildkomposition, ist dabei in seiner Begrenztheit reicher als das durch die individuelle Pose entrückte Portrait. Weil die Pose Einzigartigkeit erheischt, entzieht sie sich der Mehrdeutigkeit, die das Passportrait eröffnet. Die Pose ist der Versuch dem Gesicht eine bestimmte Geschichte aufzusetzen, der abgebildeten Person eine Erzählung anzudichten, die ihr nur bedingt oder überhaupt nicht zukommt. Das Passportrait dagegen, ist die Darstellung einer Person ohne irgendeine Geschichte, denn das Passportrait geht dahin, alle Gesichter und Geschichten einander anzugleichen. Diese aufgefundenen Gesichter berichten zunächst von nichts als ihrer eigenen Oberfläche. Die Passportraits geben den Anschein Menschen abzubilden, aber die Gesichter gehören zu keinem Menschen, sondern nur der Fotografie. Die Fotografien bilden zwar menschliche Gesichter ab, aber es sind nur Gesichter und keine Menschen. Es sind Gesichter im ursprünglichen Verständnis dieses Wortes: Ausblicke, Anblicke, Erscheinungen oder vielmehr noch Visionen. Diese stummen Zeugen, die stummen Zungen und verschlossenen Münder, die uns mit offenen Augen anblicken und mit ihrem Blick unseren Blick auf uns zurückwerfen, diese farblosen Gesichter, werden zu Visionen eines Orts, dessen Name Lissabon ist.

Die Gesichter sind nicht bekannt, aber sie drängen sich auf, weil sie nicht flüchtig sind. Sie geben dem Betrachter die Zeit, die sie selbst nicht mehr haben, weil sie nur gegenwärtig und daher zeitlos sind. Die Fotografien selbst haben keine Geschichte, haben weder Vergangenheit noch Zukunft und die Blicke der Betrachter weiden sich an den Gesichtern und geben den Spekulationen über deren Hintergründe freien Lauf. Aber einen Hintergrund gibt es nicht. Wahrscheinlich war das abgebildete Objekt oder das Angesicht einmal wirklich und hat eine Geschichte in irgendwelchen Archiven und Karteien, die wir ihm zuordnen können. Aber den Augenblick der Fotografie begreifen wir nicht und die Fotografie begreift die Geschichte nicht. In der Fotografie erkennen wir die Unwirklichkeit des Augenblicks und dessen Unvereinbarkeit mit der Zeit. Die Fotografie, die von sich aus auf etwas in der Geschichte verweist, gibt es nicht. Immer fügen wir ihr etwas hinzu, das sie selbst nicht hat. Die Fotografie verweist immer auf etwas, das sie selbst nicht ist. Sie ist ein Vehikel für Erinnerungen, Wünsche, Sehnsüchte, für Vorstellungen und Ideen. Hier für die Idee einer Herkunft, einer Kultur und einer Stadt. Die Idee nun ist einerseits der Einfall und andererseits das Wesen. Einerseits die Darstellung der individuellen Sicht der Dinge, andererseits der Ausdruck des Wunsches, das Wesen des Gesehenen berührt zu haben. Ob dies gelungen ist, kann nur der Betrachter entscheiden.

Die vorliegenden Ansichten und Aussichten sind keine dokumentarische Sicht auf Gegenstände und Personen, denn das Dokumentarische setzt im allgemeinen Verständnis voraus, dass es etwas zu beweisen gibt, das etwas da draussen durch die Fotografie bewiesen werden kann. Das aber ist ein Irrtum. Die Fotografie kann unmöglich etwas beweisen, sie kann nur behaupten. Sie kann nur so tun als wäre das, was sie darstellt, wirklich. Doch obwohl die Fotografie nie wirklich sein kann, besitzt sie die Möglichkeit wahr zu sein. Diese Möglichkeit hat sie auf ähnliche Weise wie die Schrift, indem sie als Metapher wirkt. Aus diesem Grund hat es im vorliegenden Buch seine Bewandnis, dass Text und Bild, Schrift und Fotografie, Erfundenes und Gefundenes eine Einheit bilden und eine Ortsbeschreibung bezwecken. Das Zusammenspiel von -graphie und photographie ist wechselseitig. Nicht nur die Fotografie bedarf der entsprechenden Beschriftung, sondern auch die Schrift bedarf der entsprechenden Bebilderung. *Dirk Hennrich*